

OST BLICK IN EIN JÜDISCHES VIERTEL END



Jüdisches
Museum

Am Schützenbrunnen 13

Angelika Rieber

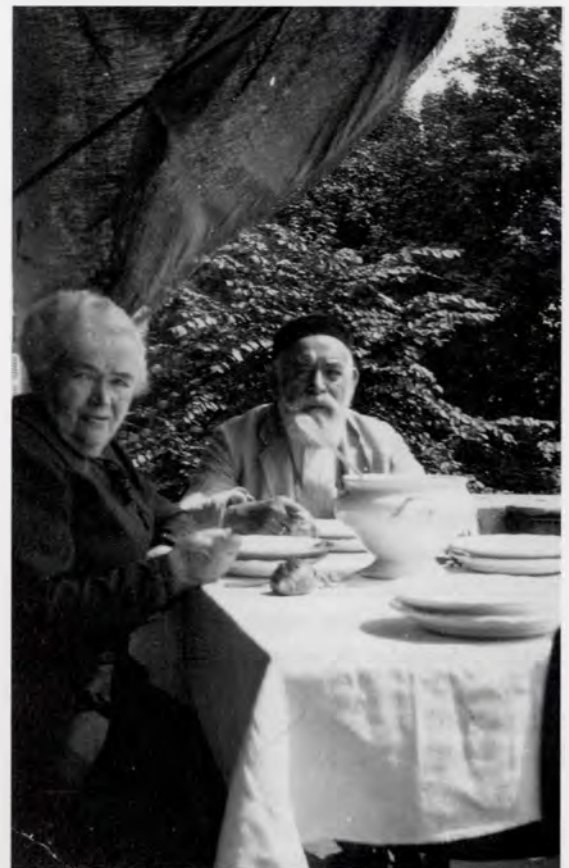
Die Adresse Am Schützenbrunnen 13 gibt es nicht mehr. Es ist die frühere Bezeichnung des Alfred-Brehm-Platzes im Frankfurter Ostend, der sich vor dem Eingang zum Zoo befindet, dort, wo das Zoo-Gesellschaftshaus steht. Viele Häuser an diesem Platz wurden durch die Bombenangriffe während des Zweiten Weltkrieges zerstört. Zwar beschädigt, aber dennoch in der Substanz weitgehend erhalten, überstanden die Häuser 11 - 15 den Krieg, das Schwesternhaus des Rot-Kreuz-Krankenhauses ebenso wie das Haus Nr. 13, das bis 1953 der Familie Griesheimer gehörte.

Die folgende Geschichte des Hauses Am Schützenbrunnen 13 und seiner Bewohner soll einen exemplarischen Eindruck vom Leben der Juden in diesem Stadtteil vermitteln. Die Bewohner erlebten Arbeitsplatzverlust, die Zerstörung ihrer Wohnungen, Verhaftung der Männer am 10. November 1938, vergebliche und erfolgreiche Auswanderungsbemühungen, illegale Flucht, Zwangsarbeit, Deportation oder auch Überleben im Versteck.

Im Mittelpunkt unserer Betrachtung steht die Familie Griesheimer, in deren Besitz sich das Haus seit 1910 befand. Neben den Eigentümern lebten auch verschiedene Mitglieder der weit verzweigten Familie zeitweise in dem Haus Am Schützenbrunnen.

Über zwei weitere Familien, die Ecksteins aus Heldenbergen und die Schönfelds aus Dörnigheim, die für kurze Zeit Mieter in diesem Haus waren, konnte ebenfalls umfangreiches Material gesammelt werden, das von Monica Kingreen vorgestellt wird. Über die vielen anderen Menschen, die für kürzere oder längere Zeit in dem Haus im Ostend wohnten, haben wir nur geringe Informationen, kennen zum Teil lediglich ihre Namen. Sie werden dennoch genannt, einerseits, um an sie zu erinnern, aber auch, um damit weitere Nachforschungen über ihr Schicksal anzuregen.

Babette und David Griesheimer kauften das Haus Am Schützenbrunnen im Jahre 1910. Sie kamen mit ihren sieben Kindern um die Jahrhundertwende nach Frankfurt. Ursprünglich stammte die Familie aus dem Badischen, aus Bruchsal. Ein Familienfoto von 1920 zeigt die Besitzer des Hauses mit ihren Kindern Sofie, Frieda, Cilli und Josef. Die Mitglieder der Familie waren orthodoxe Juden und gehörten der Israelitischen Religionsgesellschaft an. In ihrem alltäglichen Leben spielte die Religion sowie die Einhaltung der religiösen Vorschriften eine wichtige Rolle. Auf einem Bild sieht man Babette und David Griesheimer während des Sukkot-Festes in der Laubhütte auf dem Balkon ihres Hauses.



Babette und David Griesheimer auf dem Balkon ihres Hauses, um 1925

David Griesheimer gelang es, in der Mainmetropole beruflich Fuß zu fassen. Er baute einen erfolgreichen Handel mit Werkzeugen auf. Anfang der 20er Jahre zog er sich aus dem geschäftlichen Leben zurück und übergab den Betrieb den beiden Söhnen Josef Harry und Ludwig. Nach der Emigration des Bruders nach Südafrika und dem Tod des Vaters im Jahre 1928 führte Josef Harry die Firma „Lugri Spezial Feilenwerk“ bis zur Liquidierung des Betriebs 1941 alleine weiter. Als einziges in Frankfurt verbliebenes Mitglied der großen Familie lebte der Kaufmann mit seiner Frau Thekla, geborene Hess, noch bis zur Deportation im Jahre 1942 in dem Haus Am Schützenbrunnen.

Ihre Tochter Dorothy wurde 1923, dem Jahr der großen Inflation geboren. „Ich war ein teures Kind und kostete Millionen“, beschreibt Dorothy die Zeit, in die sie hineingeboren wurde. Als die Tochter 8 Jahre alt war, zog die Familie in das Haus Am Schützenbrunnen 13. „Das war ganz gemütlich. Wir waren im Parterre, meine Großmutter im ersten Stock, eine fremde Partie im zweiten und eine Tante im dritten Stock,“¹ so beschreibt sie die neue Hausgemeinschaft. „Wir“, damit waren Dorothy, Josef Harry und Thekla Griesheimer gemeint. Im ersten Stock lebte Babette Griesheimer, deren Mann 1928 gestorben war. Den dritten Stock bewohnte deren Tochter Frieda Rosenbusch mit ihrem Mann Max und dem Sohn Ferdinand.

Mieterwechsel unter dem Druck nationalsozialistischer Herrschaft

Der Machtantritt der Nationalsozialisten im Januar 1933 beendete die von Dorothy beschriebene Gemütlichkeit. Die darauf folgenden politischen Veränderungen beeinflussten die Atmosphäre und die Lebenssituation der Bewohner des Hauses auf vielfältige Weise. Dorothy, damals gerade 10 Jahre alt, erinnert sich daran, dass sich

die Gespräche der Erwachsenen ständig mit der veränderten politischen Situation und deren Auswirkungen beschäftigten. „Es wurde nur noch politisiert.“



Babette und David Griesheimer mit ihren Kindern, rechts Josef Harry, daneben Sofie, links Frieda verheiratete Rosenbusch, 1920

Josef Harry Griesheimer hielt die Hoffnung aufrecht, dass sich die politische Situation bald ändern würde. Er ging davon aus, dass England, Frankreich und Amerika eine antidemokratische Entwicklung in Deutschland nicht zulassen und rechtzeitig eingreifen würden. Von seiner Tochter wird Josef Harry Griesheimer als „sehr deutsch“ bezeichnet. Als Frontkämpfer in Russland während des Ersten Weltkrieges war er für seine Verdienste mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Sein Kriegseinsatz als Soldat muss dem Frankfurter viel bedeutet haben, denn er gab Dorothy, die 1939 mit einem Kindertransport nach England entkommen konnte, nicht nur eine Haggada von 1893, die ihn während des Krieges begleitet hatte, sondern auch seine Feldtasche mit auf den Weg. Auch seine nach dem Machtantritt der Nazis fortbestehenden beruflichen wie privaten Kontakte mit nichtjüdischen Kameraden und Geschäftspartnern beeinflussten die politische Hal-

¹ Alle Zitate wurden den 1990–92 durchgeführten Interviews mit Dorothy Baer (geb. Griesheimer) und Marianne Porath (geb. Maier) entnommen, in deren Besitz auch die private Korrespondenz und die Fotografien sind. Hinzugezogen wurden Devisen- und Entschädigungsakten im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.

tung des Frankfurters. Josef Harry Griesheimer konnte sich nicht vorstellen, das Land, für das er gekämpft hatte, zu verlassen.

Während er seine Feilen- und Werkzeughandlung weiterführen konnte, waren sein Schwager Max Rosenbusch und dessen Sohn Ferdinand unmittelbar von den Folgen der Diskriminierungsmaßnahmen betroffen, was auch die Entscheidung zur Emigration aus Deutschland beeinflusste. Max Rosenbusch verlor seine Stellung als Verkäufer bei dem Warenhaus Fuhrländer auf der Zeil, wo er 25 Jahre lang beschäftigt gewesen war. Sein Sohn Ferdinand, 1933 gerade 22 Jahre alt, arbeitete als Lehrling im Schlachthof. Mit einer überstürzten Flucht ins Ausland reagierte er auf die antisemitische Stimmung. Er emigrierte nach Amerika, wo er sich später Fred Rosen nannte. Seine Eltern folgten ihm Anfang 1937 nach New York. Den deutschen Behörden gab Max Rosenbusch an, er beabsichtige einen einjährigen Aufenthalt in Amerika. Max und Frieda Rosenbusch hatten offensichtlich nicht die Absicht zurückzukehren, denn sie lösten vor ihrer Abreise den Haushalt im Haus Am Schützenbrunnen auf. Die Tatsache, dass Max Rosenbusch nach Ablauf des Jahres nicht nach Deutschland zurückkehrte, veranlasste das Finanzamt daraufhin, ein Strafverfahren gegen Max Rosenbusch einzuleiten mit dem Resultat, dass dieser nach dem Arbeitsplatz auch seinen Rentenanspruch verlor. Die antisemitischen Diskriminierungsmaßnahmen hinterließen deutliche Spuren im Leben der Bewohner des Hauses Am Schützenbrunnen 13.

In die durch Rosenbuschs Auszug frei gewordene Wohnung zogen Verwandte ein, Hans Maier, ein Enkel von Babette Griesheimer, mit seiner Frau Anni und der Tochter Marianne. Hans Maier, sein ursprünglicher Vorname war Sally, lebte in sogenannter „Mischehe“. Seine Frau war zum Judentum übergetreten und wurde

deshalb als „Geltungsjüdin“ bezeichnet. Die 1929 geborene Tochter Marianne galt als „Mischling“.

Durch eine Kündigung war die Familie gezwungen in die kleine Mansardenwohnung im Haus „Am Schützenbrunnen“ zu ziehen. Eigentlich hatte Hans Maier Anfang der dreißiger Jahre mit dem Bau eines Zweifamilienhauses am Dornbusch begonnen, musste das Haus jedoch verkaufen, weil ihm die Banken die zur Fortsetzung des Baus notwendigen Hypotheken verweigerten. Dennoch konnte die Familie zunächst als Mieter im Haus bleiben, musste dann allerdings aufgrund der Kündigung 1937 wieder ausziehen. Neben dem erzwungenen Umzug ins Ostend musste Hans Maier auch noch den Verlust seines Geschäftes hinnehmen. Zuletzt hatte der Kaufmann die Vertretung der Großhandelsfirma Benedikt Klein geleitet. Auf Anordnung der Gauleitung vom Januar 1938 musste er zum 30. April 1938 das Geschäft schließen. Obwohl der Inhaber der Firma versucht hatte, Hans Maier zu halten, musste er sich doch unter dem „immer stärker werdenden Druck und den drohenden Forderungen des Betriebsrates sowie in Anbetracht der sich allgemein immer stärker zuspitzenden Verhältnisse in der Judenfrage“ von seinem Mitarbeiter trennen. In seinem Arbeitszeugnis wird das Ausscheiden des Kauf-

Sofie, Hans, Frieda und Anni Maier, Am Schützenbrunnen



manns als ein Verlust für die Firma gewertet. „In der Zeit unserer Zusammenarbeit haben wir Herrn Maier als hervorragenden Kaufmann kennen und schätzen gelernt. Er zählte zu unseren besten Mitarbeitern und hat sich durch beste Fachkenntnisse und intensive Arbeitsweise ausgezeichnet. Herr Maier war sehr tüchtig, korrekt und seriös und hat die Interessen unseres Hauses nachhaltigst vertreten. Sein Weggang bedeutet einen Verlust für uns.“

Die veränderten Lebensbedingungen wirkten sich auch auf die Tochter Marianne aus. Zunächst besuchte das Mädchen die Holzhausenschule, die sie aber 1938 verlassen und ins Philanthropin wechseln musste. Durch den Schul- und Wohnungswechsel verlor Marianne viele Freundinnen, vor allem die nichtjüdischen, und kam in eine ihr eher fremde, jüdisch geprägte Umgebung. Wie Dorothy erinnert sie sich an die vielen Gespräche über die immer einschneidender werdenden Diskriminierungsmaßnahmen. Völlig verunsichert fühlte sich das Mädchen durch die Auflage, niemandem etwas über den Inhalt der Gespräche zu erzählen. Sie wusste nicht mehr, was sie überhaupt noch sagen durfte.

Im Gegensatz zu Marianne, die durch die äußeren Umstände aus ihrem Freundeskreis und Lebensumfeld herausgerissen wurde, wuchs Dorothy in einer relativ geschützten Atmosphäre auf. Sie besuchte eine jüdische Schule, die in direkter Nachbarschaft liegende Samson Raphael Hirsch-Schule, gehörte dem Schild an, einem jüdischen Sportverein, und hatte überwiegend jüdische Freundinnen, mit denen sie gemeinsam ihre Freizeit verbrachte. So spürte sie nicht in selbem Maße die Auswirkungen von Diskriminierung und Ausschluss. Die Eltern bemühten sich zudem, ihrer Tochter das Gefühl von Geborgenheit zu geben und versuchten ihr den Eindruck von Normalität zu vermitteln. Fotos zeigen einen fröhlichen Teenager mit



Dorothy mit Freundinnen in dem ausschließlich für Juden zugelassenen Schwimmbad in Niederrad

Freunden im Schwimmbad in Niederrad, beim Wandern mit den Eltern im Taunus, bei Ausflügen mit ihrer Klasse oder bei Schulaufführungen.

Neben der Familie Maier gab es noch einen weiteren Mieterwechsel. Die Familie Eckstein aus Heldenbergen zog in den 3. Stock des Hauses, wo sie zwei Jahre lang wohnte. Wie viele andere Familien floh sie vom Land in die Stadt, weil sie sich dort einen größeren Schutz erhoffte oder auf eine Möglichkeit zur Auswanderung wartete.

Die Gestapo kommt ins Haus

Die Ereignisse des Jahres 1938 brachten einschneidende Veränderungen im Leben der Bewohner des Hauses. Neben der ständigen Verschlechterung der Lebensbedingungen häuften sich Versuche der Gestapo die jüdische Bevölkerung zu kriminalisieren. Auch ein Bewohner des Hauses „Am Schützenbrunnen“ war davon betroffen. Im Juni 1938 wurde der Handelsvertreter Daniel Reiß im Zuge einer Massenverhaftung von 1.500 Juden in ganz Deutschland ins Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert. Laut Informationen der Gedenkstätte wurde er dort am 27. Juli 1938 erschossen. Nach der Überweisung von 3 Mark an die „Haupt-

kasse Weimar, Abt. Friedhof, Aschenversand“ wurde seine Urne nach Frankfurt geschickt.²

Eine frühere Nachbarin, die damals 18jährige Lilly Eckstein, erinnert sich an Daniel Reiß und dessen Schicksal. „Schlimm war, als der Mann unserer Nachbarin Am Schützenbrunnen verhaftet wurde. Er war Jude, sie eine Christin. Der Mann war schon längere Zeit fort. Eines Tages schellte es bei ihr. Ein Mann stand vor der Tür und hielt ihr einen Behälter hin mit den Worten: ‘Hier ist die Asche ihres Mannes’. Die Frau brach zusammen.“

Die sogenannte Kristallnacht am 9./10. November 1938 bewirkt dann einen noch radikaleren Einschnitt. Während sich das Leben im Haus und in der Familie bis zu diesem Zeitpunkt noch in einem relativ geschützten privaten Raum abspielte, veränderte das Eindringen der Gestapo in das Haus die Lebensbedingungen der Menschen auf dramatische Weise. Unter den Bewohnern des Hauses Am Schützenbrunnen 13 verbreiteten sich am 10. November Angst und Schrecken. Drei Überlebende des Hauses, damals zwischen 10 und 18 Jahren alt, erinnern sich an die furchtbaren Ereignisse an diesem Tag.

Dorothy berichtet vom Überfall auf die Wohnung der Familie. „Und dann kam der 10. November 1938. Ich war 15. Jetzt muss man sich vorstellen, dass es damals kein Fernsehen gab. Wir hatten noch nicht mal ein Radio. Nachrichten konnte man nur am nächsten Tag in der Zeitung lesen oder durch einen Telefonanruf. Der Tag fing normal an. Ich bin zum Uhrtürmchen gelaufen, zur Trambahn. Es war eine unheimliche Stille, und irgendwie, ich weiß es heute noch nicht warum, bin ich nicht weiter gegangen, sondern wieder zurück nach Hause. Der Schrecken für uns fing am Abend an, als einige Kerle unsere Wohnungstür aufbrachen und systematisch die Wohnung zerstör-

ten. Mein Vater lag zu Bett an diesem Tag und meine Mutter betreute ihn. Und während der Zerstörung dieser Wohnung hatte ich nur einen Gedanken, dass diese Kerle nicht in das Schlafzimmer meines Vaters kommen. Und was das für meine Eltern bedeutete, dieses junge Mädchen alleine mit diesen fürchterlichen Menschen zu lassen, das kann ich mir erst heute vorstellen, wo ich eine Tochter habe. Jedenfalls fingen sie in der Küche an. Sie haben einfach alles umgeschmissen und die Teller, Tassen auf die Steinböden der Küche geworfen. Jeder Spiegel war zerschlagen, jedes Gemälde mit dem Messer zerschnitten, jedes Polstermöbel aufgeschnitten.“

Der Vater wurde nicht verhaftet. Aus Angst vor weiteren Ausschreitungen nahmen Thekla und Dorothy Griesheimer einen Revolver aus der Nachttischschublade, den Harry Griesheimer vermutlich seit seinem Einsatz als Soldat im Ersten Weltkrieg besaß, gingen aus dem Haus und „verloren“ die Waffe in der Anlage.

Auch die Familie Maier blieb nicht verschont. Marianne erinnert sich, dass ein christlicher Nachbar im Dachgeschoss den Vater in seiner Wohnung versteckte, um ihn vor den randalierenden Horden zu schützen. Als diese Stunden später wieder zurück kamen, fanden sie den Vater schließlich doch. Ein Gestapo-Mann vergriff sich an dem Mädchen und zwang sie zu behaupten, ihr Vater würde sich an ihr vergehen. Den durch diese Unterstellung vermeintlich erkaufte Schutz des Vaters konnte das Kind nicht erreichen. Einige Stunden später wurde Hans Maier verhaftet und in die Festhalle gebracht. Mit Hilfe eines SA-Mannes, den die Maiers von früher kannten, wurde er jedoch wieder freigelassen, allerdings unter der Bedingung, dass er umgehend seine Auswanderung vorbereite. Täglich musste er sich bei der Frankfurter Gestapo melden und seine Auswanderungsbemühungen belegen.

² Stadtarchiv Weimar, Stadtverwaltung 1919–1945, 6-66-78, Bd. 1.

Betroffen war auch Familie Eckstein. Am Mittag des 10. November kam ein erster Trupp ins Haus, der Gustav Eckstein verhaftete.³ Er wurde in die Festhalle gebracht. Nach zwei Tagen wurde er wieder entlassen, weil seine Frau die eilig beschafften Papiere zur Auswanderung nach Swasiland im Süden Afrikas vorweisen konnte. Die Tochter hat noch vor Augen, wie sich der Vater nach seiner Rückkehr im Zimmer einschloss und kein Wort sprechen konnte. Täglich musste er sich in den folgenden Wochen bei der Polizei melden. Am 28. Dezember 1938 konnte die Familie schließlich Deutschland verlassen. Auch Gustav Eckstein gelang es noch, rechtzeitig aus Deutschland zu fliehen.

Während Josef Harry Griesheimer und sein Neffe Hans Maier vor einer Verschleppung in ein Konzentrationslager bewahrt blieben, wurde Leopold Rosenstock, ein weiterer Bewohner des Hauses, verhaftet und am 16. 11. 1938 nach Dachau gebracht.

Fluchtwege

Fieberhaft bemühten sich die jüdischen Bewohner des Hauses um die Emigration aus Deutschland. Während die Ecksteins im Dezember 1938 gemeinsam auswandern konnten, wurden die anderen Familien auseinander gerissen. Briefe zwischen den einzelnen Familienmitgliedern waren das einzige Band zwischen den voneinander getrennten Menschen.

Hans Maier bemühte sich nach seiner Verhaftung am 10. November 1938 hektisch um die Auswanderung nach Amerika bzw. nach Südafrika. Bereits am 17. August 1938 hatte er sich unter der Nummer 13227 in die Warteliste der Visumantragsteller eintragen lassen. Übergangsweise versuchte er die Einreisebewilligung für England zu erwirken, um dort auf die Erteilung des Visums zu warten. Er fand einen weiteren

kostspieligen Weg, mit dem er seine Auswanderungsbereitschaft gegenüber den Behörden belegte. Er buchte Schiffspassagen nach Trinidad oder Durban, die er mit Verlust stornieren musste, da er in der Zwischenzeit kein legales Visum erhalten konnte.

Seiner in der Schweiz lebenden Mutter, Sofie Maier, eine weitere Tochter von Babette Griesheimer, gelang es schließlich, für ihre drei Söhne Einreisevisa zu erhalten, deren Gültigkeit auf drei Monate begrenzt war, jedoch noch um weitere drei Monate verlängert werden konnten. Die Flucht in die Schweiz brachte eine weitere bittere Erfahrung. An der Grenze wurde Sofie Maier mit einem ihrer Söhne unter dem Vorwurf eines



Marianne während ihres illegalen Besuchs in der Schweiz, um Ostern 1939

Devisenvergehens verhaftet und für einige Wochen nach Freiburg ins Gefängnis gebracht. Nach ihrer Freilassung gelang es ihnen in die Schweiz zu entkommen. Der andere Sohn, Hans Maier, durfte sofort in die

³ Zu den näheren Umständen der Verhaftung s. u., S. 204.

Schweiz einreisen, von wo er unermüdlich seine Auswanderungsbemühungen fortsetzte, die letztlich erfolglos blieben. Seine Tochter Marianne wollte ihn während der Osterferien 1938 besuchen. Da in ihrem Pass ein „J“ eingetragen war, konnte sie aber nicht mehr in die Schweiz einreisen. Sie wurde deshalb von einem Schweizer Freund als dessen angebliche Tochter illegal über die Grenze und auch wieder zurück gebracht. Da sie kein Schweizerdeutsch sprach, war es ihr streng verboten, auch nur ein Wort zu reden.

Nachdem die Aufenthaltserlaubnis in der Schweiz abgelaufen war, floh Hans Maier mit seinen Brüdern illegal nach Frankreich, wo sie erneut verhaftet wurden. Die jüdische Gemeinde in Mühlhausen bemühte sich sehr um die Freilassung der Maiers. Anni Maier reiste ihrem Mann nach, um ihm Beistand zu leisten, konnte dann aufgrund des Kriegsbeginns mit Frankreich nicht mehr nach Deutschland zurückkehren. Nun war Marianne alleine in Frankfurt. Sie verließ die elterliche Wohnung „Am Schützenbrunnen“ und wohnte bei ihrer christlichen Großmutter.

Auch die Familie Griesheimer versuchte vergeblich, Papiere zur gemeinsamen Auswanderung nach Amerika oder nach Südafrika zu ergattern, wo bereits Geschwister von Harry Griesheimer lebten. Um wenigstens der Tochter Dorothy ein Leben in Freiheit zu ermöglichen, schickten sie das Mädchen am 28. Juli 1939 mit einem Kindertransport nach England. Es wurde ein Abschied für immer. „Sie haben mir den Abschied leicht gemacht. Was sie sich gedacht haben, das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Ein einziges Kind in die Fremde zu schicken, ohne zu wissen, wie sie es wiedersehen. Sie haben mir gesagt, geh du nach England und lerne Englisch. Wir wickeln hier unsere Geschäfte ab, holen dich in England ab und gehen dann zusammen nach Amerika oder Südafrika. Und das habe ich auch geglaubt.“

Eltern und Tochter litten unter der Trennung. Von besonderer Bedeutung ist für Dorothy ein von einem Fotografen aufgenommenes Bild, das ihr die Eltern nach England schickten. Das Foto zeigt die Eltern, „mit den traurigsten Augen, die ich je gesehen habe.“ Die Briefe der Eltern Thekla und Harry Josef Griesheimer bezeugen, wie sehr die Eltern unter der Trennung von ihrer einzigen Tochter gelitten haben. Im Alter von 16 Jahren war Dorothy in London auf sich alleine gestellt. Sie suchte Ablenkung und Rückzug aus dem Alltag durch die Bindung an einen Freund, den sie bereits aus Frankfurt kannte. Sorgen bereitete den Eltern die berufliche Zukunft der Tochter. Dorothy fand eine Stelle, die sie zwang, am Samstag zu arbeiten. Schriftlich bat sie ihre orthodox eingestellten Eltern um Rat, ob sie diese Stelle annehmen sollte. Für die Eltern stellte die langsame Loslösung der Tochter von der traditionellen Lebensweise ein großes Problem dar. Sie schlugen ihr vor, zu versuchen „durch eine Mehrleistung von 1 Stunde täglich den Samstag aufzuholen“. Nur im äußersten Notfall würden sie der Annahme der Stelle zustimmen. „Wenn Dir alle Möglichkeiten sonst verschlossen scheinen, willigen wir sehr schweren Herzens ein, daß Du Schabbat arbeitest, damit wir nicht den Vorwurf hören, jetzt eine Arbeit in einer Fabrik annehmen zu müssen, bei der keine richtige Lehre für Dich herauskommt.“

Schließlich belegte Dorothy mit finanzieller Unterstützung ihrer Tante aus Südafrika einen Kursus für Stenographie und Schreibmaschine. Die Eltern belastete die Tatsache, dass sie ihrer Tochter nicht genügend zur Seite stehen konnten. Wie sehr Thea Griesheimer darunter litt, drückte sie in einem Brief an ihre Verwandten in London aus: „Ihr seid meinem armen Wurm die einzige Hilfe in seinen Nöten. Daß Ihr es nicht verlaßt, ist unsere einzige Beruhigung, wenn man diese beständigen Gedanken so nennen kann.“

Ihr Mann hielt sich im selben Brief an der Hoffnung fest, dass die Trennung bald ein Ende haben würde. „In der Zwischenzeit hatten wir 2 Briefe von unserem Dorle, deren Nöte und Wünsche Euch bekannt sind. Es ist für uns außerordentlich bedrückend, daß wir dem Kinde nicht so zur Seite stehen können, wie wir möchten und es auch notwendig wäre, und daß es Euch um Hilfe angehen muß, die wir zu leisten imstande wären, und so gerne täten. Aber wir trösten uns in dem Gedanken, daß Ihr es gerne tut, und daß wir so G. w. nicht mehr allzu lange voneinander getrennt sein mögen.“

Für die junge Frau war es nicht leicht, das Leben alleine zu meistern. Das Jahr in London empfindet sie im Rückblick als eine sehr schwierige und belastende Zeit. Durch glückliche Umstände gelang es Dorothy 1940 nach Amerika zu emigrieren, wo bereits viele Verwandte lebten. Nach dem Kriegseintritt der USA 1941 konnte sie die Korrespondenz mit den Eltern nur noch über den Umweg über ihre Tante in der neutralen Schweiz führen.

Die Briefe des Ehepaars in Frankfurt mit den in vielen Ländern verstreut lebenden Verwandten zeigen die verzweifelten Bemühungen, eine Möglichkeit zu finden, legal nach Südafrika auszuwandern. Harry Josef Griesheimer legte in diesem Zusammenhang größten Wert auf Korrektheit. Er wies die Verwandten darauf hin, „daß wir jeden Versuch einer illegalen nicht absolut sicheren Handlung ablehnen und daß auch Ihr keinerlei Schritte unternehmen würdet, deren Weg und Ziel nicht dem einer durchaus korrekten Form entspräche“. Es gelang dem Ehepaar nicht mehr rechtzeitig zu entkommen.

Mieter und Vermieter

Nachdem es einigen Mitgliedern der Familie gelungen war, ins Ausland zu fliehen, wohnten nur noch Harry

Josef und Thekla sowie die über 90jährige Babette Griesheimer im Haus „Am Schützenbrunnen“. Trotz der „Arisierungs“drohung blieb Babette Griesheimer Eigentümerin des Hauses. Die zunehmenden staatlichen Repressionen veränderten jedoch das Klima zwischen den nichtjüdischen Mietern und den wenigen, noch verbliebenen, jüdischen Hausbesitzern. Der staatliche Terror ermunterte einige Mieter, die jüdischen Eigentümer durch gezielte Provokationen zu schikaniaieren, was sich auch im Verhalten des Ehepaars H. gegenüber Babette Griesheimer zeigte.

1937 zog der Reichsbahnangestellte H. mit seiner Familie in das Haus „Am Schützenbrunnen“ ein. Seit Sommer 1939 weigerte sich das Ehepaar H., die Miete zu zahlen. Babette Griesheimer reichte darauf hin am 2. Dezember 1939 eine Klage auf Zahlung der Mietrückstände und Räumung der Wohnung ein. Es gelang ihr die Mietrückstände gerichtlich einzuklagen. Auch wenn Babette Griesheimer noch als Hausbesitzerin galt, war ihre Verfügungsgewalt über das Eigentum durch die sogenannte Sicherungsanordnung erheblich eingeschränkt. Seit dem 26. April 1938 waren Juden verpflichtet, ihr Vermögen anzumelden, das auf einem „beschränkt verfügbaren Sicherungskonto“ festgelegt wurde. Die Finanzbehörden führten die entsprechenden Verfügungen und Korrespondenzen in sogenannten Devisenakten. Laut „Devisenakte“ vom 4.6.1940 erhielt Babette Griesheimer aus ihrem eigenen Vermögen einen von der Behörde festgesetzten monatlichen Betrag zur Bestreitung des Lebensunterhalts. Selbst Mietzahlungen durfte die Hausbesitzerin nicht mehr direkt entgegennehmen.

Nach dem Tod von Babette Griesheimer am 12. Oktober 1940 übernahm ihr Sohn Harry, der als einziger der sieben Geschwister noch in Frankfurt lebte, die Verwaltung des Hauses. Zu diesem Zeitpunkt bewohnten Hilde Flörsheim, Ida, Betty und Klara Henoch,



Josef Harry, Thekla und Dorothy Griesheimer vor ihrem Haus Am Schützenbrunnen 13, 1935

Leopold Katz, Josephine Maier, Levi Oppenheim und Siegfried Strauß das Haus. Ab September des gleichen Jahres wurden zusätzlich die Familie Schönfeld sowie Leopold Kaufmann als Mieter genannt. Im Mai 1941 zog Friedrich Katz in die Wohnung von Levi Oppenheim, dem noch im Jahre 1941 die Auswanderung gelang.

Mit Ausnahme von Josefine Maier lebten zu diesem Zeitpunkt nur noch jüdische Mieter im Haus „Am Schützenbrunnen“. Die antisemitische Politik der Separierung der jüdischen Bevölkerung von den übrigen Bürgern spiegelte sich somit auch in den Mietverhältnissen des Hauses wider. Der durch Abwanderung und Umzüge häufige Wechsel von Mietern machte Harry Josef Griesheimer sehr zu schaffen.

„Evakuiert“: Deportationen 1941/42

Was diejenigen erleiden mussten, die nicht mehr rechtzeitig fliehen konnten und später ermordet wurden, können wir in den meisten Fällen nur erraten. Wenige Quellen geben einen Einblick in die verzweifelte Situation dieser Menschen. Durch private Dokumente sind bruchstückhafte Informationen über diese Zeit überliefert. Sie geben kaum die bedrückende Stimmung wieder, die durch zahlreiche Erlasse entstanden sein mag: durch die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Lebensmitteln und Brennmaterial, durch Verordnungen wie dem Verbot, ein Telefon zu besitzen oder öffentliche Verkehrsmittel benutzen zu dürfen, und der ab dem 19. September geltenden Auflage, einen gelben Stern tragen zu müssen. Wir erfahren aber etwas von der zunehmenden Vereinsamung der Menschen, für die Besuche von Verwandten und Freunden oder Briefe von Angehörigen Lichtblicke im deprimierenden Alltag darstellten. Neben der Sorge um die Tochter und den eigenen Bemühungen, aus Deutschland

auszuwandern, trugen Thekla und Harry Josef Griesheimer noch die Last, den Eltern in Frankfurt zur Seite zu stehen.

Seit 1939 lebte Thekla Griesheimers Vater, Samuel Hess, ein angesehenes Mitglied in der Israelitischen Religionsgesellschaft, im Haus der Tochter. Offensichtlich war er gesundheitlich stark angegriffen, denn am 6.9.1940 schrieb Harry Griesheimer seiner Schwester, Vater Hess sei – vermutlich nach einem Krankenhausaufenthalt – wieder zu Hause. „Da kannst Du wieder am besten sehen, was der Mensch alles ertragen und überstehen kann.“ Anfang Oktober des selben Jahres nahm sich Samuel Hess das Leben. Auszüge aus Beileidsschreiben schickten die Griesheimers über Sofie Maier in der Schweiz an die Verwandten in den USA und Südafrika.

Vierzehn Tage später war auch Babette Griesheimer tot. „Ja, meine Lieben, es ist für uns alle ein harter Verlust, unsere Mutter nicht mehr unter uns zu haben, und nachdem wir auch vor 14 Tagen unseren Vater verloren, so sind wir beide hier jetzt ganz verwaist.“ So beschrieb das Ehepaar den Verwandten in Südafrika seine Gefühle in einem Brief vom 28. November 1940. Jetzt hätten sie nur noch einen Wunsch, „so rasch als möglich herauszukommen“.

Lediglich eine Verwandte, Josephine Maier, wohnte noch bis November 1941 im Haus. Fine, wie sie genannt wurde, war Christin und mit einem Bruder von Hans Maier verheiratet. Auch nach dem Wegzug stattete Josephine Maier dem Ehepaar regelmäßige Besuche ab. „F(ini) ist nach wie vor uns gegenüber unverändert & kommt 2 x wöchentlich“, schrieb Thea Griesheimer in einem Brief vom 12. Dezember 1941. Die Besuche von Fini und von Marianne hatten für die Griesheimers große Bedeutung und finden in den Briefen immer wieder Erwähnung. Auch Marianne hatte

noch bis zur Deportation des Ehepaars im Mai 1942 Kontakt mit ihren Verwandten im Haus Am Schützenbrunnen. Allerdings war sie nicht sehr oft dort, weil die Großmutter, bei der sie lebte, Angst um ihre Enkelin hatte.

Am 19. Oktober 1941 begannen die Deportationen aus Frankfurt. Während die erste Deportation nach Lodz überwiegend Personen aus dem Westend, das nach den Plänen der Nazis „judenfrei“ werden sollte, umfasste, betraf der zweite Transport am 9. November vor allem Familien mit Kindern. Unter den 922 namentlich erfassten Personen, die nach Riga deportiert wurden, befanden sich 13 Bewohner des Hauses Am Schützenbrunnen, darunter auch Mitglieder der Familie Schönfeld, die im August 1940 von Dörnigheim nach Frankfurt gekommen war.

Aufgewühlt durch diese Ereignisse wurde Harry Griesheimer daraufhin in mehrere Richtungen aktiv. Beunruhigt über den „Wegzug“ von Mietern informierte er seine Schwester in der Schweiz über folgenden Schritt: „Damit im Falle einer Veränderung bei uns in der Verwaltungssache keine Stockung eintritt, habe ich Herrn Ried eine notariell beglaubigte Vollmacht erteilt, ebenso ... die genauen Adressen der Erbgemeinschaft.“

Neben Erteilung dieser Vollmacht bereitete sich Harry Griesheimer mit weiteren Schritten auf mögliche „Veränderungen“ vor. Eine von Harry und Thekla Griesheimer als Miterben unterschriebene „Sonderanmerkung“ zum Erbschein der verstorbenen Babette Griesheimer vom 2. November 1941 enthält folgende Bestimmung: „Bei irgend welchen Vorkommnissen, die unsere Handlungsfähigkeit beeinträchtigen oder gar unmöglich machen, sind alle diesbezüglichen Belange an unseren Generalbevollmächtigten und gleichzeitigen Vormund unserer minderjährigen Tochter Dorothy ... zu richten.“

Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit drücken sich auch in den Briefen der Beiden an die Familie aus. Im Dezember 1941 dankte Josef Griesheimer seiner Schwester Sofie für die Glückwünsche zu seinem Geburtstag am 6.12.1941. „Der Tag ging sehr still & besorgt vorüber und enthielt nur einen Wunsch, daß das neue Lebensjahr Frieden bringen möge allen Menschen auf Erden & wir wieder vereint sein mögen mit Kind & Geschwistern.“

Im Gegensatz zu ihrem Mann wirkt Thekla Griesheimer im selben Brief psychisch und physisch angegriffen und schreibt, dass es ihnen gesundheitlich „hunds-miserabel“ gehe. „Sonntag auf Montag ist Jahrzeitstag für Euren l. Vater. Ich hätte gar nichts dagegen einzuwenden, wenn meiner auch bald wäre. Harry hat G.L. mehr Mut, ob er aber etwas nützt, glaube ich kaum.“ Nach der endgültigen Aufgabe seiner Firma engagierte sich Josef Griesheimer in der Gemeindegarbeit und unterstützte die Anlernwerkstatt mit der Lieferung von Werkzeugen. Ablenkung verschaffte den beiden außerdem ein Mädchen, die 13-jährige Erika Simon, die im August 1941 von dem Ehepaar aufgenommen wurde. Nachdem keine finanziellen Mittel mehr zur Aufrechterhaltung jüdischer Kinderheime vorhanden waren, hatten sich Thekla und Josef Griesheimer bereit erklärt, das Mädchen kostenlos bei sich aufzunehmen. Marianne und Erika gingen gemeinsam in die Schule. Was mit dem Mädchen geschah, ist leider nicht bekannt.

Die Briefe aus Frankfurt schwanken zwischen Verzweiflung und Hoffnung, zwischen Offenheit und Rücksichtnahme oder Verschlüsselung. Zum 19. Geburtstag der Tochter im Februar 1942 schickten die Eltern noch eine letzte direkte Mitteilung an Dorothy über das Rote Kreuz. „Beide unverändert gesund zufrieden. Erhoffen Gleiches von Dir und Emmerichs. Fünfzehnten und neunzehnten Februar in Sehnsucht und Liebe gedacht. Schreiben stets Sofie. Grüsse Küsse“.

Am 11.5.1942 erwähnt Thekla Griesheimer in dem vermutlich vorletzten Brief an ihre Schwägerin Sofie in der Schweiz die Auswirkungen der Deportation, indem sie beschreibt, wie eine Familie nach der anderen „fort geht“. Die Verzweiflung kann man zwischen den Zeilen lesen, aber auch, mit welcher ungeheurer Kraft sich die Menschen gegenseitig Mut zu machen suchten. „Sofie C. hat uns verlassen, ebenso Cilli B. Ich war in der letzten Nacht noch bei Sofie, die aber gefaßt war. Ich kann und will Dir keine Schilderung von all dem Leid, den Tränen und dem Schmerz geben, sondern Dir nur sagen, daß wir noch soweit wohlauf sind, sofern uns die Aufregungen nicht zerrütten.“ Im selben Brief ist es Harry Josef Griesheimer, der seiner Schwester völlig mutlos schreibt: „Liebe Sofie! Ich sitze jetzt schon bald 1/4 Stunde vor diesem Briefbogen & ich weiß nicht, was ich Dir schreiben soll, denn unsere Gedanken sind so voller Sorgen & Überlegungen, daß man gar nicht mehr denken kann. Seit 10 Tagen haben wir so viel erlebt, daß man sich fragt, ist ein solches Leben noch lebenswert. Nur die Hoffnungen halten einen vor einem unaussprechlichen Entschluß zurück.“

Seine ehrenamtlichen Tätigkeiten sorgten wenigstens für einige Stunden für Zerstreuung, doch konnten sie die düsteren Ahnungen nicht beseitigen. „Wir sind bange, daß damit noch nicht Alles beendet ist. Je kleiner der Kreis wird, desto gefährlicher ist die Sicherheit der darin befindlichen.“

Am Vorabend der Deportation, am 28.5.1942, schrieb Thekla Griesheimer den vermutlich letzten Brief an ihre Schwägerin in der Schweiz. „Meine liebe Sofie! Die lange besprochene Fahrt kommt nun zur Ausführung. Harry und ich sind so ruhig und vernünftig, wie man eben solchen Ungeheuerlichkeiten begegnen muß. Wenn der Allmächtige uns Kraft und Gesundheit verleiht, wollen wir nicht verzagen, denn der Gedanke, unser Kind einmal wiederzusehen, schwebt

uns als leuchtendes Ziel vor Augen und was an uns liegt, soll geschehen, damit es verwirklicht werden kann. Alle sonstigen Mitteilungen sind im Augenblick belanglos, gemessen an dem, was uns bevorsteht, und es müssten neue Worte erfunden werden, um auszudrücken, was wir empfinden. Ich grüße und küsse Dich meine liebe Sofie... Deine Thea.“

Wenige Tage später informierte Sofie Maier ihren Schwager Alex Reis in Johannesburg, „unser lb. Joe & Thea (sind) am 28.5. von Frankfurt abtransportiert worden & konnte bis heute nicht erfahren, wo sie hinverschleppt worden sind.“ An welchem Ort und unter welchen Umständen die beiden zu Tode kamen, konnte nicht festgestellt werden. Nach der Deportation von Thekla und Harry Josef Griesheimer wurden aus dem Haus Am Schützenbrunnen 13 im Mai/Juni des Jahres auch Lilly Schönfeld sowie im August 1942 Klara Henoach verschleppt. Am 15.9.1942 wurde erneut eine größere Zahl von Hausbewohnern mit einem Transport nach Theresienstadt verbracht. Neun Bewohner des Hauses waren davon betroffen. Am 24.9.1942 wurde auch Betty Goldbach mit einem Transport „nach dem Osten“ verschleppt.

Das Haus nach der Deportation des Besitzers

Was nach der Deportation von Harry Griesheimer mit dem Haus Am Schützenbrunnen 13 geschah, konnte bisher nur bruckstückhaft geklärt werden. Das letzte Blatt der Devisenakte vom 12.6.1942 gibt Auskunft darüber, dass das Vermögen der „nach dem Osten evakuierten Juden“, in diesem Fall von Josef Harry Griesheimer und seiner Frau Thekla, zugunsten des Reiches eingezogen wurde. Das Haus selbst war davon erstaunlicherweise nicht betroffen, was vielleicht daran gelegen haben mag, dass die übrigen Besitzer noch legal das Land verlassen hatten und dadurch möglicherweise

keine Rechtsgrundlage für eine Einziehung der Liegenschaft bestand.

Überleben im Versteck

Nach den Deportationen in den Jahren 1941/1942 lebten nur noch wenige Juden in Frankfurt. Überwiegend handelte es sich um sogenannte Mischehepartner, die zumindest teilweise durch ihre nichtjüdischen Ehepartner geschützt waren, und um „Mischlinge“, zu denen auch Marianne Maier gehörte. Drei Jahre lang konnte das Mädchen seine Mutter, die mit ihrem Mann in Frankreich ständig auf der Flucht vor den Deutschen war, nicht sehen. Anni und Hans Maier gelang es, bei einem Bauern unterzukommen. Hans Maier half bei der landwirtschaftlichen Arbeit, seine Frau nähte für die Bauern. Über seine Mutter in der Schweiz konnte das Ehepaar Kontakt mit der Tochter halten, die bei der Großmutter in Frankfurt lebte. In zahlreichen Briefen klingt die Verzweiflung der Familie durch die ständige Verfolgung an. Im August 1942 wurden Hans Maier und seine Brüder verhaftet und nach Auschwitz gebracht.

Neben der Angst um ihren Mann war Anni Maier auch in großer Sorge um ihre Tochter, nachdem Marianne



durch die Schließung des Philanthropin der weitere Schulbesuch verwehrt worden war. „Es ist aber auch zum Verrückt werden. Wenn ich nur das liebe Kind bei mir hätte. Wer weiß, wie alles noch kommt. Jetzt kann es schon in keine Schule mehr.“ Dies schrieb sie im August 1942 an ihre Schwiegermutter in Basel. Wenige Tage später fragt sie ihre Mutter in einem Brief vom 10.8.1942 besorgt: „Glaubst Du, das Mariannchen wäre in Gefahr? Wenn es nur einen Weg gäbe, daß das lb. Kind zu uns käme.“ Sie überlegte sogar, ob eine Adoption durch einen Schweizer Bürger das Kind schützen könnte. „Wir sind kolossal beunruhigt und kopflos“.

Nach der Verhaftung ihres Mannes kehrte Anni Maier zu ihrer Tochter nach Frankfurt zurück. Sie ließ sich scheiden, um so wenigstens Marianne zu schützen. „Im Namen des Deutschen Volkes“ wurde ihre Ehe durch ein Urteil des Frankfurter Landgerichtes im Juni 1943 aufgehoben. Obgleich Hans Maier zu diesem Zeitpunkt bereits in Haft war, enthält die Urteilsbegründung den Hinweis, der Beklagte hätte dem Prozess nicht beigewohnt, obwohl er durch öffentliche Zustellung ordnungsgemäß geladen worden sei. Ungeachtet der Tatsache, dass diese Scheidung in einer Zwangslage erfolgte, wurde das Urteil nach dem Krieg nicht wieder aufgehoben. Hans und Anni Maier mussten erneut heiraten.

Seit dem 1. September 1941 war Marianne verpflichtet den gelben Stern zu tragen. Da sie in einem Haus mit christlichen Bewohnern lebte, fühlte sich das Mädchen nur in Begleitung der Großmutter sicher. Rückblickend erinnert sich Marianne besonders daran, dass sie in dieser Zeit ständig Abschied nehmen musste, wenn wieder eine Freundin eine Aufforderung zum Transport erhalten hatte. Nach Schließung der Schule musste die 14jährige Marianne Zwangsarbeit bei der Firma Osterrieth im Gallusviertel leisten. Dorthin

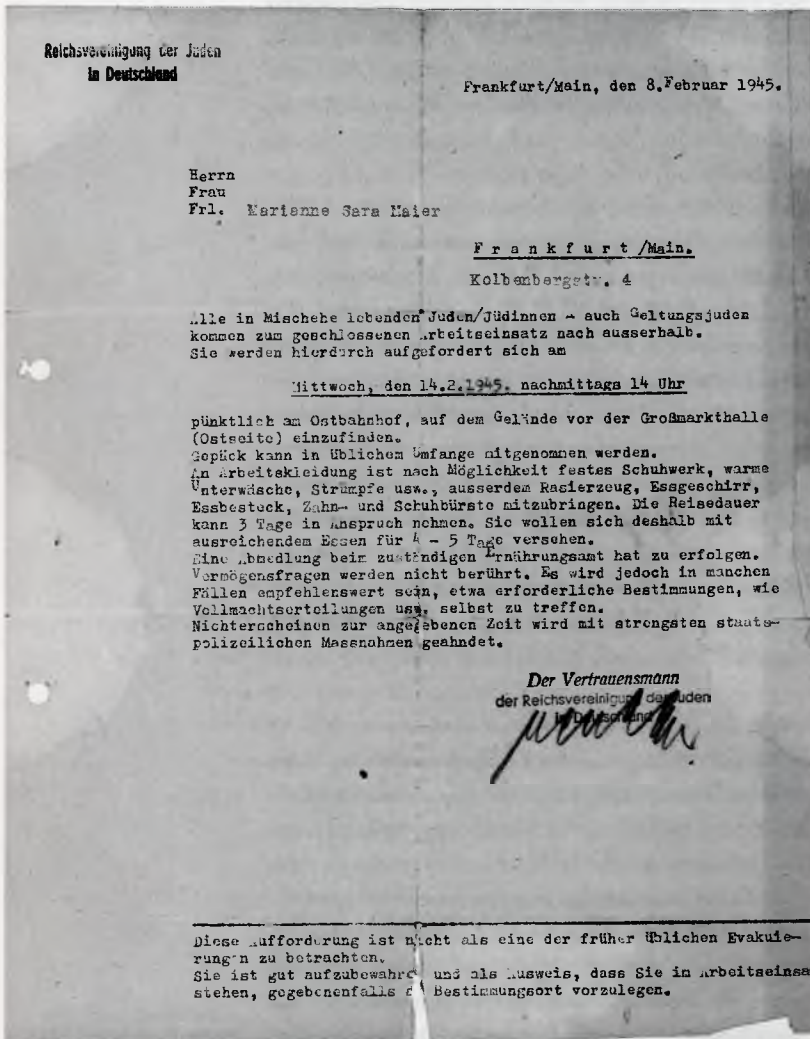
Hans Maier (rechts) in Südfrankreich, Juli 1942

Der von Marianne getragene Gelbe Stern

musste sie täglich von Bornheim aus zu Fuß gehen, da ihr die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel verboten war. Später arbeitete sie bei der Firma Biko-Pharm, wo sie die Arbeit angenehmer fand.

Benachrichtigung zur Deportation, 8. Februar 1945

Zwischen Ende 1944 und Anfang 1945 begann man auch die sogenannten Mischlinge zu deportieren. Marianne, die nach den „Nürnberger Gesetzen“ als „Misch-



ling 1. Grades“ galt, erhielt im Februar 1945 eine Aufforderung, sich „zum geschlossenen Arbeitseinsatz nach außerhalb“ einzufinden, einem der letzten Transporte, die von Frankfurt aus nach Theresienstadt abgehen sollten.

Nachdem die junge Frau diesen Brief erhalten hatte, kam die Verwandtschaft zusammen, um über die Lage zu beraten. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht. Die einen wollten Marianne als krank und nicht transportfähig erklären, die anderen rieten ihr, sich zu verstecken, was sie aus Angst um die Mutter zunächst ablehnte. Sie folgte deshalb der Aufforderung und ging mit ihrer Mutter zur Sammelstelle auf dem Gelände der Großmarkthalle. Wegen eines Fliegeralarms waren die Straßen leer. Ein Mann mit Ledermantel und Hut, der aussah wie ein Gestapo-Mann, fing sie vorher ab. Es war Mariannes Onkel Karl, der das Mädchen anflehte, mit ihm zu kommen und sich zu verstecken. Karl Zängerles Einsatz hatte Erfolg. Mutter und Tochter verbargen sich daraufhin bis zum Einbruch der

Dunkelheit im Isenburger Wald, um dann dem Onkel nach Langen zu folgen. Dort wurden die beiden bis zur Befreiung Langens durch die Amerikaner im April 1945 versteckt.

Marianne hat am 8. Mai Geburtstag. Sie erinnert sich noch an das wunderbare Gefühl, als der Krieg an diesem Tag 1945 mit der Kapitulation Deutschlands zu Ende ging. Zunächst wusste sie nicht, ob der Vater noch lebte. Das letzte Lebenszeichen hatten sie im Herbst 1944 erhalten. Über einen Vetter, Emil Carlbach, der als politischer Gefangener jahrelang im Konzentrationslager Buchenwald saß, fand die Familie wieder zusammen. Im April 1945 wurde Hans Maier in Buchenwald, wohin er mit einem Todesmarsch gekommen war, befreit. Am 23. Mai 1945 kehrte er elend und abgemagert wieder in seine Heimatstadt zurück. Verkraftet hat er die Verfolgung nie. Hans Maier überlebte als einziger der drei Brüder. Seine Mutter in der Schweiz konnte die Rückkehr des Sohnes aus dem Lager nicht mehr erleben. Sie starb im März 1945.

In einer kleinen Wohnung am Dornbusch fand die Familie nach jahrelanger Trennung wieder zusammen. Hans Maier blieb in Deutschland, denn er wollte nicht in ein Land gehen, das ihn während der Zeit der Verfolgung nicht aufnehmen wollte. Zudem gelang es ihm, seine frühere Tätigkeit in Frankfurt aufzunehmen. Im Gegensatz zu ihrem Vater wäre Marianne lieber nach Amerika ausgewandert, fand aber nach der langen Trennungsphase nicht die Kraft, Deutschland alleine zu verlassen. Einen Einfluss auf die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, hatte für Hans Maier sicherlich auch die Tatsache, dass es Menschen gegeben hatte, die bereit waren zu helfen.

Gleich nach seiner Rückkehr schrieb er einen bewegenden Brief an seinen Schwager in Langen. „Lieber Karl & Mariechen! Nach jahrelangem Aufenthalt im

Konzentrationslager in Auschwitz und Buchenwald komme ich zurück und höre, welch großes Opfer Ihr für meine Frau und mein Kind gebracht habt. Ich möchte nicht versäumen, Euch meinen beiden Lieben meinen innigsten Dank abzustatten und dürft Ihr versichert sein, daß ich Euch dies nie vergessen werde und jederzeit, wenn Ihr mich brauchen solltet, für Euch da bin. Ich weiß, in welche Gefahr Ihr Euch damit begeben habt und daß Euer Leben auf dem Spiele stand. Besonders möchte ich nochmals auf die letzte große Tat von Dir, lieber Karl, zurückkehren, wo Du unter Einsatz Deines Lebens mein Kind vor den Augen der Gestapo von der Sammelstelle am 14. Februar d. Jhrs. weggeholt hast und der Transport nach einem ungewissen Konzentrationslager abgehen sollte, und Du die schwere Zeit über bis zum Befreiungstage meine Frau und mein Kind vor der Gestapo versteckt hieltest und mit Lebensmitteln versorgtest, was bei der herrschenden Versorgungslage für Dich und Deine Familie weitere Entbehrungen brachte.

Ich persönlich habe doch nur all dies Leid und die Qualen in den Konzentrationslagern durchgehalten in Gedanken an meine Frau und mein Kind und Dir lieber Karl habe ich es zu verdanken, daß ich beide lebend und gesund wieder angetroffen habe. Ich stehe derart tief in Deiner Schuld und werde Dir dies nie vergessen. Dein Hans“.

Leider konnte Karl Zängerle nicht mehr erleben, wie seine Frau Marie für diese mutige Tat des Ehepaars im Jahre 1994 mit der Johanna Kirchner-Medaille ausgezeichnet wurde.

Die Erben verkaufen das Haus

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unterlag das Haus dem Gesetz Nr. 52 der Militärregierung, das eine

Sperre und Beaufsichtigung von Vermögen durch die Besatzungsmächte vorschrieb. Wilhelm Ried, der das Haus bis zu diesem Zeitpunkt verwaltet hatte, wurde auf Grundlage dieses Gesetzes am 11.1.1947 als Treuhänder eingesetzt. Alle drei Monate musste er mit einem Finanzbericht eine Abrechnung seiner Verwaltungsarbeit vorlegen.

Diese Akten des Amtes für Vermögenskontrolle geben einen kleinen Einblick in die Lebenssituation nach dem Krieg und die angespannte Atmosphäre zwischen den Mietern sowie zwischen Mietern und dem Verwalter. Die Akten belegen Klagen der Bewohner über fehlende oder zögerliche Beseitigung der durch Bombenangriffe verursachten Schäden im Haus, während der Verwalter monierte, dass seine Arbeit durch Mietrückstände bei gleichzeitig nur beschränkt zur Verfügung stehenden Mitteln erschwert würde. Außerdem lasse die Moral der Hausbewohner bei der Unterstützung der notwendigen Aufräumarbeiten zu wünschen übrig. „Ich kann nicht Amizigaretten auf Kosten des Hauses kaufen zur Erledigung dieser Arbeiten, die überall von den männlichen Bewohnern eines Hauses zeitentsprechend durchgeführt werden“, klagte er. Ried verwaltete die Liegenschaft noch bis zur Freigabe durch das Amt für Vermögenskontrolle am 30.8.1949. Das Vermögen wurde allerdings noch weiterhin unter sogenannter Sperrkontrolle geführt, wonach Rechtsgeschäfte der Genehmigung bedurften.

Dorothy Griesheimer, nun verheiratete Baer, die von der Annahme ausging, dass das Haus nach der Deportation der Eltern vom Staat eingezogen worden war, stellte 1951 einen Antrag zur Rückerstattung des Familieneigentums. Im Verlauf dieses Prozesses stellte es sich heraus, dass die Liegenschaft juristisch noch immer im Besitz der Familie war, was ihr die Möglichkeit gab, 1954 das Haus „Am Schützenbrunnen 13“ zu verkaufen.

Zuflucht aus dem Umland ins Haus „Am Schützenbrunnen 13“

Monica Kingreen

Von zwei Familien, die aus dem Umland nach Frankfurt in das Haus gezogen waren, wissen wir mehr: Die Familie Eckstein lebte von März 1937 bis zu ihrer Flucht in das 10.000 Kilometer entfernt liegende Swasiland in Afrika im Dezember 1938 im Haus, während die Familie Schönfeld von August 1940 bis zur gewaltsamen Verschleppung aller Familienmitglieder in den Jahren 1941/42 in dem Haus Am Schützenbrunnen 13 lebte.

Zwischenstation Am Schützenbrunnen: Familie Eckstein aus Heldenbergen

Im März 1937 zogen in den 3. Stock des Hauses die Ecksteins aus Heldenbergen ein: Gustav Eckstein, 49 Jahre, und seine Frau Bertha, 47 Jahre, mit den beiden jugendlichen Kindern Lilli und Ernst im Alter von 17 und 15 Jahren.⁴ Lilli hatte zu dieser Zeit in der Schneiderwerkstatt Irma Gans in der Schleidenstraße 26 eine Ausbildung begonnen, während ihr Bruder Ernst eine Lehre als Konditor machte. Ebenfalls zur Familie gehörte die taubstumme Schwester von Frau Eckstein, Paula Speier, 46 Jahre. In Heldenbergen hatte die Familie eine Bäckerei mit Café betrieben. „Wenn die Mama nicht gewesen wäre,“ erzählte Lilli Eckstein 1988 bei der Einladung in ihrem früheren Heimatdorf Heldenbergen, „wären wir alle nicht mehr da. Meine Mutter hat darauf gedrungen, dass wir weggehen aus Deutschland. Sie hat gedrängt, und sie hat es auch geschafft mit dem Mann, der sich nicht von seiner Heimat losmachen konnte.“

⁴Dieser Text beruht auf einem Gespräch von Monica Kingreen und Bernd Salzmann mit Lilli und Ernst Eckstein im Juni 1988 und Recherchen von Monica Kingreen, veröffentlicht in: Monica Kingreen, Jüdisches Landleben in Winddecken, Ostheim und Heldenbergen. Hanau 1995, 2. Auflage, S. 373–377 und S. 413–415.